

Expedition zum höchsten Berg Amerikas, dem Aconcagua; Jänner/Februar 2011

Die Besteigung des Kilimanjaro im Jänner 2010 war mein erfolgreicher Einstieg ins Höhenbergsteigen. Im Vordergrund stand nicht nur das Erlebnis Berg, sondern auch die Frage, wie ich mir mit der Höhe von fast 6000 Metern tue. Nachdem ich keine Probleme mit dieser Höhe hatte, sollte nun als logisch nächster Schritt der Aufstieg auf etwa 7000 Meter folgen. Aus mehreren Gründen entschied ich mich dazu, den Aconcagua zu versuchen: Einerseits war es eine gute Gelegenheit, zum ersten Mal nach Südamerika zu reisen, dem letzten Kontinent, auf dem ich noch nie gewesen war, zweitens ist auch dieser Berg technisch einfach zu besteigen, was mir wieder die Möglichkeit gab, mich auch auf die Höhe zu konzentrieren. Und nicht zuletzt macht die Tatsache, dass es sich um einen der Seven Summits handelt, den Berg zusätzlich interessant. Schließlich ist es nicht nur der höchste Berg Amerikas, sondern auch der höchste Berg außerhalb Asiens und der Südlichen Hemisphäre.

Die Vorbereitung

Die Literatur über den Aconcagua ist wesentlich dünner gesät als die zum Kilimanjaro. Soweit ich weiß, existieren genau zwei Bücher, die sich speziell mit diesem Berg auseinandersetzen. Sonst wird er meist nur kurz in Büchern über die Anden abgehandelt. Beide hatte ich bereits, bevor ich auf dem Kili war. In ihnen wird unter Anderem auch die Ausrüstung genannt, die für eine Aconcagua Besteigung empfohlen wird. So war für mich die Tour auf den Kili auch ein Test der Ausrüstung in Hinblick auf den Aconcagua. Es stellte sich heraus, dass ich im Wesentlichen in drei Punkten nachbessern musste: Schuhe, Schlafsack und Daunenjacke.

Die nächste wichtige Frage war, in welcher Form ich die Reise organisieren wollte. Zwar ist es relativ einfach, alles auf eigene Faust zu machen. Dazu fehlt mir allerdings leider eine wesentliche Voraussetzung: Die Sprachkenntnisse. Der Hauptgrund, warum ich bisher noch nie in Südamerika war, ist, dass ich weder Portugisisch (für Brasilien) noch Spanisch kann; nicht einmal wenige Brocken. Und dass zumindest grundlegende Kenntnisse in der Landessprache nötig sind, um dort mehr als nur die grundlegenden menschlichen Bedürfnisse befriedigen zu können, sollte sich noch herausstellen. Es musste also wieder ein Veranstalter her, der für mich diese Expedition organisierte. Dies ist allerdings nicht allzu schwierig. Die Auswahl ist zwar nicht so groß wie am Kilimanjaro, es sind aber immerhin noch Dutzende Reiseveranstalter, die den Aconcagua in ihrem Programm haben. Unter ihnen ist auch Moja Travel aus Deutschland, über die ich auch die Tansaniareise gebucht hatte. Da ich mit ihnen sehr zufrieden war, da sie außerdem die größte Flexibilität bei der Terminwahl bieten (während der Saison zwei bis drei Termine pro Woche, während viele Andere nur einen oder zwei Termine in der gesamten Saison anbieten), entschloss ich mich, wieder bei ihnen zu buchen. Das gab mir auch die Möglichkeit, zu meinem Hochzeitstag wieder zurück zu sein.

Zu klären war natürlich auch die Frage der Aufstiegsroute. Der Berg Aconcagua zeigt den BergsteigerInnen im Wesentlichen drei Seiten: Da ist einmal die Südwand, eine der extremsten „Big Walls“ der Erde. Etwas flapsig ausgedrückt gibt es die Aussage, zweimal die Eigernordwand übereinander mit dem Wandfuß auf der Höhe des Eigergipfels. Diese Wand steht nur den besten unter den ExtrembergsteigerInnen offen, und auch für diese bedeutet es beinahe unwägbare Risiken mit brüchigem Fels, eingelagerten Hängegletschern mit Eis- und Schneelawinen, die jederzeit abgehen können. Dann gibt es die Ostseite des Berges mit dem Polengletscher oder als Alternative die sogenannte Falsche Polenroute, wo zuerst von Osten her aufgestiegen wird, dann aber auf die Nordseite gewechselt und über die Nord- (Normal-) Route der Gipfel erreicht wird. Und schließlich eben diese Normalroute, wo der Berg auf der Westseite umgangen und dann von der Nordwest- und Nordseite her bestiegen wird. Diese Route gilt als die Leichteste; auf ihr ist praktisch kein Klettern

erforderlich, auch muss hier kein Gletscher begangen werden (der Aconcagua ist der höchste Berg der Welt, der ohne Gletscherberührung bestiegen werden kann). Die Polenroute und die



Abbildung 1: Aufstiegsroute Aconcagua

Normalroute haben praktisch alle Anbieter im Programm. Ich dachte lange Zeit darüber nach, welche der beiden ich wählen sollte. Schließlich entschied ich mich doch für die Normalroute, hauptsächlich wegen der bessern Infrastruktur im dortigen Basislager Plaza de Mulas.

Ein Aufstieg auf beinahe 7000 Meter soll nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Auch wenn die bergsteigerischen Anforderungen nicht allzu hoch sind, so stellt er doch erhebliche Ansprüche an Ausdauer, Kondition und Höhenverträglichkeit. Die

Tatsache, dass die Erfolgsrate am Aconcagua nicht höher ist als am Mount Everest, spricht da eine deutliche Sprache. Nur etwa 20 bis 25% derjenigen, die es versuchen, erreichen auch den Gipfel. Neben dem Wetter ist der Hauptgrund der, dass dieser Berg sehr oft unterschätzt wird und daher ohne ausreichende Vorbereitung und mit unzureichender Ausrüstung angegangen wird. Nun, diesen Fehler wollte ich nicht auch machen. Die entsprechende Ausrüstung hatte ich mir ja schon besorgt. Was die körperliche Vorbereitung betrifft, wollte ich auf meine schon bewährte Routine zurückgreifen. Meine Grundkondition ist seit einigen Jahren schon recht gut. Um sie weiter zu verbessern und auch, weil ich mir immer wieder einmal gerne so ein Großereignis gebe, nahm ich im Frühjahr 2010 im Zuge des Wien Marathons am Halbmarathon teil. Die erreichte Zeit war für meine Verhältnisse durchaus gut (etwas über eindreiviertel Stunden). Leider meldete sich kurz nach dem Zieldurchlauf wieder einmal meine etwas angeschlagene Achillessehne. Also trat ich in den darauf folgenden Wochen etwas kürzer. Im Frühsommer besuchte ich mit meiner Frau Susanne als Auffrischung einen Kletterkurs am Dachstein mit einem Tag Übungen am Gletscher. Dieser Kurs weckte in Susanne endgültig die Lust am Klettern, sodass wir ab dann jede Woche mindestens einmal entweder einen Klettersteig oder eine Sportkletterroute in der Umgebung von Wien machten. Zusätzlich lief ich so etwa 30 bis 35 Kilometer jede Woche.

Ende des Sommers allerdings, während einer Klettertour, bekam Susanne einen Stich in einem Knie (das sie sich bei einem Sturz von einem Pferd schon 15 Jahre früher beleidigt hatte). Da sich das Knie leider in Folge nicht besserte und sowohl Laufen als auch Klettern verhinderte, suchten wir Anfang September einen Orthopäden auf. Zu dieser Zeit verspürte auch ich leichte Schmerzen im Knie und ließ mir dieses ebenfalls ansehen. Schon die Erstuntersuchung aber auch die Abklärung durch eine MRT ergab bei Susanne ein gerissenes Kreuzband und bei uns beiden gerissene Menisken. Der Arzt riet uns dringend dazu, zumindest jeweils den Meniskus reparieren zu lassen, um Spätschäden zu vermeiden. Da Susanne aber auf ihre sportliche Betätigung nicht verzichten wollte, riet er ihr auch dazu, das Kreuzband ersetzen zu lassen. Auf meine Frage, ob ich die Operation noch vor meiner Expedition machen lassen sollte, meinte er, falls es sein Knie wäre, würde er es auf jeden Fall vorher machen lassen. Schließlich einigten wir uns auf Operationstermine im November 2010 (zuerst ich, und, sobald ich wieder weitgehend fitt wäre, dann Susanne). Das warf mich natürlich in meinen Vorbereitung doch ziemlich zurück. Es stellte sich aber heraus, dass bei den heute üblichen modernen Operationsverfahren (Stichwort Arthroskopie) eine Meniskusoperation eigentlich eine Kleinigkeit ist. Schon am Tag nach der OP wurde ich wieder aus dem Spital entlassen und konnte, wenn auch zuerst noch mit Krücken, bereits wieder gehen. Nach einer Woche ließ ich die Krücken schon wieder weg, und zwei Wochen nach der OP machte ich meine erste Wanderung mit Gepäck über etwa 18km (natürlich in Abstimmung mit dem Operateur). Da ich nicht riskieren wollte, mich vor der Expedition noch einmal zu

verletzen, stellte ich das Laufen ein und beschränkte ich mich in den letzten Wochen vor der Abreise darauf, mit möglichst großem Gepäck (jeweils so 20 – 25kg) im Wienerwald durch den teilweise recht tiefen Schnee zu stapfen. Da im Dezember auch die Temperaturen manchmal recht niedrig waren, konnte ich dabei recht gut einen Teil der Ausrüstung noch letzten Tests unterziehen. Dabei fiel mir noch ein Teil in die Finger, der sich dann noch gut bewähren sollte: Im Internet fand ich eine Sohle mit Spikes zum Aufschnallen auf die Schuhe. Der Aufbau ähnelt einer Sandale, also eine Sohle mit Bändern, die per Klettverschluss über dem Schuh befestigt wird. In die Sohle (die vom renomierten Hersteller Vibram stammt) sind massive Schrauben als Spikes eingelassen. Wie sich herausstellte, ist diese Sohle auf rutschigem Untergrund, der nicht zu steil ist, eine wesentlich Hilfe. Sowohl Geröll, als auch lockerer und fester Schnee, aber durchaus auch Eis ist damit sehr gut zu begehen und sie kann daher auch bei Bedingungen am Schuh bleiben, wo Steigeisen eher hinderlich sind. Da ich genau mit diesen Bedingungen auch im Gipfelbereich des Aconcagua rechnete, nahm ich sie als wertvolle Ergänzung mit.

Die Anreise

Am 17. Jänner 2011 war es dann so weit. Um etwa 16:00 Uhr sollte mich eine AUA-Maschine nach Frankfurt bringen, wo ich dann auf die LAN umsteigen sollte, um über Madrid nach Santiago de Chile zu fliegen. Dort musste ich dann nochmals umsteigen für die letzte (aber kurze) Etappe über die Anden nach Mendoza in Argentinien. Beim Einchecken hatte ich ein wenig Bauchweh, da meine Expeditionstasche etwa 25kg und mein Rucksack, den ich als Handgepäck verwenden wollte, noch zusätzliche 10kg wog (eigentlich durfte ich ja nur 23 plus 7kg mitnehmen!). Schließlich nahm ich meine Expeditionstiefel aus dem Rucksack und steckte sie in eine Extratasche. Sollte sich jemand darüber beschweren, nun so wollte ich sie einfach anziehen. Da könnte ja niemand etwas dagegen haben. War aber Alles kein Problem, ich musste nur die Reisetasche als Großgepäck aufgeben.

Nach einem herzlich Abschied von Susanne (immerhin sollte ich nun drei Wochen unterwegs sein) machte ich mich auf zum Gate. Das Boarding hatte schon begonnen, aber es war noch keine Maschine da. Etwa zum geplanten Abflugtermin teilte uns eine Stimme aus den Lautsprechern mit, dass sich der Abflug „aufgrund verspäteten Eintreffens der Crew“ verzögern werde. Als wir dann mit ziemlich genau einer Stunde Verspätung vom Gate wegrollen, erklärt uns der Pilot, dass der Nebel die Ursache dafür wäre. Das Ganze machte mich ein wenig nervös, da ich in Frankfurt nicht allzu lange Zeit zum Umsteigen hatte, und schließlich sind die Wege auf dem Flughafen in Frankfurt oft ziemlich weit. Außerdem musste ich auf die LAN noch einchecken, und ich wusste noch gar nicht, wo ich überhaupt hin musste. Endlich in Frankfurt angekommen, versuchte ich also, mich zu beeilen. Zuerst suchte ich mir einmal einen Informationsstand, um zu erfahren, wo der Checkin für die LAN wäre. Der nette Lufthansaangestellte erklärte mir, in welches Terminal ich müsste, sagte aber gleich dazu, dass ich mich zu hetzen brauchte, denn die LAN-Maschine wäre nicht da, und sie käme heute auch nicht. Auf die Rückfrage, was das nun für mich bedeutete, meinte er, dass ich trotzdem zuerst zum LAN-Schalter müsste, denn die wären schließlich dafür verantwortlich, mich nach Chile zu bringen, dass ich dann aber wahrscheinlich ohnehin wieder bei ihnen landen würde, denn die Lufthansa hätte auch noch einen Flug nach Südamerika, und wahrscheinlich würden sie mich auf den umbuchen.

So fuhr ich also einmal mit der Flughafenbahn ins andere Terminal und suchte mir den LAN-Schalter. Gerade als ich dort angestellt war, entstand in meiner Nähe ein ziemlicher Tumult. Eine Reihe von Polizisten ging ziemlich aufgeregt herum, und schließlich wurden wir alle aufgefordert, diesen Teil des Terminals unverzüglich zu verlassen, denn es war ein unbeaufsichtigter Gepäck-Trolley gefunden worden mit einigen Kleidungsstücken darauf. Auch die MitarbeiterInnen der LAN mussten ihren Stand verlassen, und wir alle hatten uns zurückzuziehen. Eines der bekannten Klebebänder wurde quer durch die Halle gespannt, und vorerst ging einmal nichts mehr.

Nachfragen brachte die Auskunft, dass das Ganze wohl etwa eine halbe Stunde dauern würde. Nun war ich für's erste einmal ziemlich verzweifelt, denn ich hatte ja keine Ahnung, wann die Lufthansa-Maschine fliegen würde, und wieviel Zeit ich dem entsprechend hatte. Ich wusste ja noch nicht einmal, ob ich überhaupt auf diese Maschine gebucht werden konnte, ob da überhaupt noch Platz war. Auch der Ärger wuchs einigermaßen. Vor der Sperre war im ganzen Terminal genau ein Schalter geöffnet, und das war der von der LAN. Nun war gerade einmal die halbe Halle abgesperrt und da gab es durchaus noch einige Schalter im freien Teil. Aber der großartige Flughafen Frankfurt ist nicht in der Lage, einen Schalter um etwa zehn Plätze zu verlegen, und damit den doch Dutzenden von Menschen zu helfen, deren Maschine nicht eingetroffen war, und die daher auf eine andere Möglichkeit warteten, nach Südamerika zu kommen.

Nachdem ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte (schließlich reiste ich immerhin einen Tag früher an als erforderlich), war es aber doch ganz interessant, das Treiben zu beobachten, das da vor sich ging. Ich hatte ja so etwas noch nie gesehen. So kam nach einiger Zeit ein Polizist mit einem Hund. Der wurde durch die Sperre gelassen. Dort ging er mit einige Male auf und ab, kam dabei aber nie in die Nähe des Gepäckwagens. Dann verschwand er wieder. Als Nächstes fuhr ein kleines Fahrzeug in den abgesperrten Bereich und blieb dort drinnen stehen. Einige Minuten darauf ging ein Mann in Zivil auf den Gepäckwagen zu. Er sah sich das Ganze von allen Seiten an, nahm dann jedes der Kleidungsstücke in die Hand und sah in alle Taschen. Schließlich legte er alles wieder auf den Wagen zurück und schob ihn durch einen Ausgang aus dem Gebäude hinaus. Dann wurde gemächlich die Sperre aufgemacht. Schließlich wurde auch der Schalter wieder geöffnet.

Letztlich nahm das Ganze aber doch noch ein glückliches Ende. Ich wurde auf die besagte Lufthansa-Maschine von Frankfurt nach Sao Paulo umgebucht. Dort sollte ich einen LAN-Flug nach Santiago erreichen, und schließlich dort dann den Flieger erreichen, mit dem ich ohnehin nach Mendoza fliegen wollte. Ich sollte also zumindest einmal nach Südamerika kommen, und außerdem hatte ich so immerhin eine Zwischenlandung in Brasilien, einem Land, in das ich eigentlich gar nicht reisen wollte. Der Flug verlief dann weitgehend ruhig. Lustigerweise hatte ich vor und neben mir zwei Österreicher, die geschäftlich oft in Südamerika zu tun hatten. Mit ihnen unterhielt ich mich über den ganzen Flug, wenn ich nicht gerade schlief. In Sao Paulo angekommen, musste ich mir das Gate suche, von dem der Weiterflug erfolgen sollte. Dort erfuhr ich, dass dieser deutlich verspätet wäre, da die Maschine gerade erst aus Lima abgeflogen war und dem entsprechend noch nicht eingetroffen. Nach einiger Zeit hörte ich eine Durchsage und hatte den Eindruck, dass da mein Name dabei gewesen sein könnte. Ich ging also zum Schalter, und der Mitarbeiter dort teilte mir mit, dass es ein Problem mit meinem Gepäck gäbe. Die Kollegin nebenan würde mir Genaueres mitteilen. Sch..... Stellen Sie sich vor, Sie fahren auf eine Expedition, und das Gepäck, das nicht nur eine Menge Geld gekostet hat, sondern das doch immerhin auch lebenswichtige Ausrüstung enthält, kommt nicht an! Also auf zum Nachbarschalter. Die Dame dort war sehr freundlich und erklärte mir, ich hätte das bereits von ihr vorbereitete Schriftstück zum unterschreiben. Das Gepäck würde mir dann am nächsten Tag ins Hotel geliefert. Ich las mir also das Schreiben durch. Dort sollte ich mit meiner Unterschrift bestätigen, dass ich selbst dafür verantwortlich wäre, dass mein Gepäck nicht da wäre, weil ich verspätet eingecheckt hätte oder Ähnliches. Ich meinte also, dass ich das so sicherlich nicht unterzeichnen würde. Darauf strich sie die entsprechenden Passagen durch und sagte, dass das natürlich auf mich nicht zuträfe. Darauf unterschrieb ich und bekam eine Kopie des Schreibens mit. Das sollte ich am Gepäckschalter in Mendoza vorlegen, und dann würde mir mein Gepäck, wie gesagt, ins Hotel geliefert.

Mit einigen Stunden Verspätung traf dann endlich die Maschine ein. Der ursprünglich geplante Aufenthalt in Santiago von fünf Stunden war nun wieder sehr zusammengeschrumpft. Ob sich das noch ausging? Aber von Santiago nach Mendoza sind es nur etwa 300km, das könnte ich notfalls auch mit dem Bus zurücklegen. Aus dem Reiseführer wusste ich, dass dieser Flug eventuell noch ein tolles Erlebnis bereithalten sollte: Kurz vor der Landung in Santiago geht die Flugroute

unmittelbar am Aconcagua vorbei, und, falls das Wetter mitspielt, ist da der Berg in seiner ganzen Pracht zu sehen. Nun, so wartete ich, bis die ersten Berge auftauchten. Unmittelbar nachdem die Maschine in den Sinkflug übergang, tauchte er dann tatsächlich auf. Das ist schon ein beeindruckendes Erlebnis, aus einem Flugzeug in beinahe Reiseflughöhe (also etwa 10.000m) auf



Abbildung 2: Aconcagua im Anflug auf Santiago de Chile

einen Berg zu schauen, und dessen Gipfel ist fast auf Höhe des Flugzeugs. Ein mächtiger Brocken! Noch dazu ist das Wetter großartig. Schließlich landeten wir in Santiago de Chile und erreichten das Terminal gerade einmal zehn Minuten vor dem geplanten Abflug nach Mendoza. Glücklicherweise ist das Abfluggate nicht weit entfernt. Aber es wäre ja nicht die LAN, ginge da einmal ein Flug pünktlich ab. Zwar war ich, glaube ich, der letzte Passagier, der ins Flugzeug einstieg, wir mussten aber doch noch etwa eine Stunde auf den Abflug warten. Hier saß ich zwischen Mutter mit Säugling und deren zweiter Tochter; eine interessante

Sitzplatzvergabe. Auch hatte ich hier erstmals Probleme mit meinem Handgepäck. Zwar wurde ich problemlos ins Flugzeug gelassen, es gab aber keinen Platz mehr in den Gepäckabteilen. Nun, der Flug sollte gerade 20 Minuten dauern, das wäre auch mit Schuhtasche zwischen den Beinen auszuhalten. Das ließen aber die Flugbegleiterinnen nicht zu. Die fanden dann aber auch irgendwo noch einen Platz dafür.

Nach netter Plauderei mit meiner Sitznachbarin kam ich also nach Mendoza. Da ich mich ja nicht um mein Großgepäck kümmern musste, konnte ich schnell durch die Einreise- und Zollschalter. In der Ankunftshalle wurde ich schon von einem Mann empfangen, der ein Schild mit meinem Namen trug. Leider sprach er kein Wort Englisch, sodass es etwas schwierig war ihm klarzumachen, dass ich nicht gleich mit ihm mitkäme. Ich musste ja noch zum Gepäckschalter. Ja, aber so etwas gibt es in Mendoza gar nicht. Der einzige Schalter war der Checkinschalter. Hier tat ich nun etwas, was in Südamerika eigentlich verpönt ist: Ich drängte mich vor die Schlange der Leute, die einchecken wollten. Vorne angekommen gab ich der Dame am Schalter das Schriftstück, das ich in Sao Paulo bekommen hatte und erklärte ihr, dass man mir versprochen hatte, mein Gepäckstück am nächsten Tag ins Hotel zu liefern. Sie las sich das Schreiben durch und meinte, dass ich darin ja erklärt hätte, dass ich selbst verantwortlich wäre, und dass sie daher das Gepäck sicherlich nicht ins Hotel bringen würden. Ich meinte, dass die Dame in Sao Paulo das ja durchgestrichen hätte, dass das also für mich nicht gälte. Naja, nach einiger Diskussion verschwand sie schließlich in einem Büro. Fünf Minuten später kam sie wieder, nur um mir noch einmal zu erklären, dass ich meine Tasche vom Flughafen abholen müsste. Ich wurde nun etwas lauter (schließlich hatte ich schon eine Reise von über 30 Stunden hinter mir) und meinte, dass ich damit einverstanden wäre, sie sollte mir nur sagen, wann und wo. Interessanterweise führte das bei ihr zu einem Umschwung, und sie sagte, dass sie das Gepäck doch am nächsten Tag ins Hotel bringen würden. Da allerdings für den Morgen zwei Maschinen erwartet würden, eine für 8:30 Uhr und eine für 9:30 Uhr, könne sie mir nicht sagen, wann. Nun, OK, keine Problem, solange es nur käme. Ich ließ mir noch eine Telefonnummer geben für den Fall, dass das Gepäck nicht käme, und konnte nun endlich zu meinem Fahrer gehen und mit ihm in die Stadt fahren und mein Hotelzimmer beziehen. Dort erwartete mich schon eine Nachricht von der lokalen Agentur, dass am nächsten Nachmittag der Bergführer käme, um mit mir die Ausrüstung zu kontrollieren. Tja, bis dahin sollte sie wohl da sein....

Am nächsten Morgen denke ich einmal darüber nach, wie lange ich warten wolle, bis ich etwas

unternehme, falls meine Tasche nicht kommt. Ich denke mir, dass es etwa bis Mittag dauern kann, bis sie ins Hotel gebracht wird. Ab 13:00 Uhr werde ich also tätig werden. So bleibt mir einmal der Vormittag, um mir die Stadt Mendoza einmal ein wenig anzusehen. Mendoza wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch ein Erdbeben beinahe vollständig zerstört. Danach wurde es neu aufgebaut. Es ist eine moderne Stadt, die, zumindest im Zentrum, einen sehr freundlichen Eindruck macht (in den Außenbezirken, durch die ich am Tag davor vom Flughafen herein gefahren war, gibt es allerdings Gegenden, die mich teilweise an die Armenviertel erinnerten, die ich im Jahr davor in Tansania gesehen hatte). Interessant ist das zu Fuß gehen: Als Fußgänger ist man so etwas wie Freiwild für die AutofahrerInnen. Egal ob am Fußgängerübergang oder nicht, ob bei rot oder grün, die Autos haben immer Vorrang. Das heißt, dass die Straße überquert wird, wann immer gerade Platz zwischen den Auto ist. Das ist für Jemanden, der, wie ich, noch gut zu Fuß ist, ganz gut zu machen. Ich möchte aber nicht wissen, wie das ältere oder behinderte Menschen machen!

Ich will diesen Vormittag auch dazu nutzen, mir einheimisches Geld zu besorgen. Ich frage also an der Rezeption des Hotels, wo ich meine Dollars in Pesos wechseln könne. Sie markieren mir auf



Abbildung 3: Zentrumspark in Mendoza

einem Stadtplan, wo das möglich ist. Dann gehe ich los. Unterwegs finde ich eine Bank mit Geldausgabeautomaten. Nun, in den letzten Jahren war es eigentlich überall auf der Welt möglich, an solchen Automaten, falls sie das Cirrus-Symbol zeigen, mit der Bankomatkarte Geld abzuheben. Das will ich doch gleich ausprobieren. Ja, ist tatsächlich kein Problem, das Geld zu bekommen. Allerdings ist nun die Transaktion vorbei, aber es kommt keine Karte mehr aus dem Gerät. Ein ziemlicher Schock! Ich denke also einmal nach, was ich denn da tun könne. Währenddessen stecke ich langsam das Geld ein. Gerade als ich das Lokal verlassen will, gibt das

Gerät einen seltsamen Laut von sich. Ich schaue auf das Display, und da steht die Frage, ob ich noch weitere Instruktionen brauche. Ich drücke also auf NEIN, und da kommt endlich auch meine Bankomatkarte wieder heraus. Ich muss also irgend etwas im Zuge der Transaktion übersehen oder falsch verstanden haben!

Kurz darauf erreiche ich die Kreuzung, die auf meinem Stadtplan markiert ist, und da gibt es doch tatsächlich eine Bank. Drinnen stelle ich mich diesmal brav in der Schlange an. Zuerst bei einem Schalter gleich beim Eingang. Dann denke ich mir, dass ich zum Wechseln wohl zur Kassa muss. Also stelle ich mich dort an. Nach zehn Minuten komme ich dran. Ich schiebe also meine Dollars durch und erkläre (auf Englisch), dass ich dafür nun gerne Pesos hätte. Die Dame hinter dem Schalter schiebt mir die Dollars wieder zurück und bricht in einen Redeschwall aus, von dem ich kein Wort verstehe. Dabei zeigt sie einige Male auf die Seite, was mein Verständnis auch nicht gerade hebt. Also hier bekomme ich wohl kein Geld? Ich mache mich also wieder auf zurück ins Hotel. Dort erzähle ich die Sache dem netten Rezeptionisten, der lacht und meint, dass Geldwechseln nicht bei der Bank möglich sei, sondern nur bei Geldwechslern. Nunja, das ist eben wieder einmal eine Lektion in „andere Länder, andere Sitten“. Auf meine Frage, wie ich denn nun einen Geldwechsler erkenne könne, bekomme ich die Antwort, die sähen aus wie Banken. Da das für mich nicht so besonders hilfreich ist, lasse ich mir einige Namen von Geldwechslern in der Nähe auf dem Stadtplan vermerken. Da bis Mittag noch Zeit bleibt, gehe ich also wieder zu der besagten Kreuzung zurück, und, siehe da, da gibt es doch tatsächlich gleich neben der Bank, in der ich vorhin war, ein Lokal mit einem der Namen auf meine Plan. Ja, und hier klappt dann auch die Transaktion Dollars gegen Pesos.

Ich spaziere noch etwas durch das Stadtzentrum und mache mich dann kurz vor Mittag wieder auf

ins Hotel. Ich gebe an der Rezeption Bescheid, dass ich in der Halle auf meine Gepäck warte. Als aber die von mir angedachte Frist von 13:00 Uhr verstreicht, ohne dass meine Tasche auftaucht, beginne ich einerseits etwas nervös zu werden, andererseits überlege ich, was ich nun tun könne. Zuerst rufe ich einmahl bei den beiden auf dem Zettel vermerkten Telefonnummern am Flughafen an. Aber bei beiden gelingt es mir nicht, meinen Gesprächspartnern auch nur mein Problem zu erklären. Ich hatte also schon immer recht damit, nach Südamerika erst reisen zu wollen, wenn ich die Sprache halbwegs beherrschte. Die Verrichtungen des täglichen Lebens lassen sich auch mit Deutsch und Englisch abwickeln, aber, falls ein Problem auftaucht, ist dieses nicht leicht lösbar. Aber diese Überlegung hilft mir auch nicht weiter. Ich muss sehen, wie ich zu meiner Ausrüstung komme, sonst ist die Expedition schon hier und jetzt zu Ende. Also, wie es sich mir darstellt, ist ja die Lufthansa dafür verantwortlich, dass das Gepäck nicht nach Sao Paulo gekommen ist. Die sollte also feststellen können, wo es statt dessen geblieben ist. Ich rufe also meine Frau in Wien an, erkläre ihr einmal das Problem und bitte sie, sich mit der Lufthansa in Verbindung zu setzen. Nach einiger Zeit bekomme ich von ihr einen Rückruf mit der Auskunft, dass Lufthansa behauptet, das Gepäck ordnungsgemäß transportiert und in Sao Paulo an die LAN übergeben zu haben. Hm, die LAN fliegt bis Frankfurt, muss also in Deutschland ein Büro haben. Ich bitte Susanne also, die LAN in Deutschland anzurufen und zu fragen, ob sie von dort aus feststellen können, was mit meiner Tasche passiert ist. Als ich aber darauf die Antwort bekommen, dass LAN, soweit sie feststellen können, das Gepäck nicht bekommen hat, werde ich doch etwas verzweifelt. Welche Optionen bleiben mir denn noch? Ich beginne langsam, mich mit dem Gedanken abzufinden, dass die Tasche nicht mehr auftaucht. Dann müsste ich mir die Ausrüstung entweder neu kaufen oder ausleihen. Bezüglich der Leihhausrüstung habe ich ein Informationsschreiben des Veranstalters bekommen. Wenn ich zusammenrechne, was ich alles brauche, komme ich auf etliche Hundert Dollars. Nun, ich habe die Reise unter Anderem mit meiner Kreditkarte bezahlt, weil da auch eine gute Reiseversicherung inklusive Reisegepäckversicherung damit verbunden ist. Ich rufe also nochmals meine Frau an, damit sie mir beim Kreditkartenunternehmen feststellt, was ich tun muss, damit mir die Versicherung dann die Leihkosten oder den Neukauf ersetzt. Die Auskunft ist, ich müsse entweder mit besagter Kreditkarte bezahlen, oder mir bestätigen lassen, dass das Geschäft die Karte nicht akzeptiert. Naja, das werde ich ihnen ja sicherlich ganz leicht erklären können...

Dann kommt mir noch eine Blitzidee: Der lokale Veranstalter hat hier in der Stadt ein Büro. Die haben mir doch auch gestern auf Englisch eine Nachricht hinterlassen. Außerdem werden die doch wohl hauptsächlich mit Menschen zu tun haben, die nicht aus Argentinien stammen und daher nicht unbedingt Spanisch können. Vielleicht können die mir helfen. Ich suche mir also die Telefonnummer heraus und rufe dort an. Nach einigem Herumfragen komme ich tatsächlich an eine freundliche Dame, die sehr gut Englisch spricht. Ich erkläre ihr mein Problem, und sie meint, ich könne gerne bei ihnen vorbei kommen, aber erst um 16:00 Uhr, denn jetzt machten sie Siesta! Meine Aufregung treibt mich dann natürlich viel zu früh dort hin, sodass ich noch einige Zeit vor dem Lokal aufs Aufsperrn warten muss. Schließlich lande ich dann aber doch bei meiner Gesprächspartnerin. Ich gebe ihr den Zettel mit den Telefonnummern, und sie ruft am Flughafen an. Meine Ungeduld wird auf eine harte Probe gestelle, aber nach etwa einer halben Stunde fragt sie mich, ob es sich um eine blaue Tasche handelt. Hoppla, wenn sie die richtige Farbe wissen, dann tut sich da vielleicht doch etwas! Ich bestätige. Darauf folgen noch einige Minuten am Telefon, dann erklärt sie mir, dass die Tasche ohnehin gestern mit demselben Flugzeug angekommen wäre, mit dem auch ich eingetroffen bin, und daher hätten sie mir das Gepäckstück auch nicht ins Hotel gebracht. Pffff... Einerseits fällt mir ein Riesenstein vom Herzen, denn meine Ausrüstung ist aufgetaucht, andererseits mischt sich schon ein wenig Ärger dazu, denn es wäre ja immerhin kein so riesiger Aufwand gewesen, mich davon zu verständigen. Ich komme mir auch etwas blöd vor, aber wer würde schon bei der Gepäckausgabe warten, wenn er einen Zettel in der Hand hat, dass es nicht mitgeflogen sei? Da ich jetzt noch zum Flughafen hinaus fahren muss, bespreche ich gleich, dass ich den Termin mit dem Bergführer nicht einhalten kann. Der wird also um eine Stunde verschoben.

Ich mache mich also auf die Suche nach einem Taxi und finde einen Standplatz gleich um die Ecke. Also hinaus zum Flughafen. Bin schon neugierig, was mich das kostet. Es ist allerdings nicht allzu weit. Dort angekommen fragt mich der Fahrer, ob ich wieder zurück in die Stadt wolle (so in etwa reimt es sich mir jedenfalls zusammen). Meine Bestätigung freut ihn offensichtlich, und er zeigt mir, wo er das Auto abstellen werde. Glücklicherweise ist der Flughafen in Mendoza nicht wirklich groß (eigentlich ist er ja winzig), und so kann ich wieder nur am Check-In-Schalter fragen. Kurz darauf halte ich tatsächlich meine Tasche in der Hand. Was für eine Erleichterung, das ist ja noch einmal gut gegangen. Also wieder zurück zu meinem Taxi und zurück in die Stadt ins Hotel. Ich bezahle dann gerade einmal 55 Pesos für die Hin- und Rückfahrt, das sind so etwa 11 Euro. Also das ist hier tatsächlich billig.

Im Hotel angekommen wartet schon der Bergführer mir einem zweiten Mann, der sich später als Hilfsführer herausstellt. Die Frau, die auch dabei ist, werde ich erst am nächsten Morgen wirklich kennenlernen. Sie ist ebenfalls eine Teilnehmerin an unserer Tour. Der Hilfsbergführer, er stellt sich als Chicho vor (der Bergführer als Papi), geht mit mir aufs Zimmer, und wir gehen Stück für Stück die Ausrüstung durch. Ich wundere mich über die Sorgfalt, freue mich aber auch darüber, denn es vermittelt mir ein Gefühl der Sicherheit. Schließlich wird Alles für gut befunden, und Chicho gratuliert mir zu meiner guten Zusammenstellung. Wir vereinbaren dann noch, dass wir alle uns am nächsten Morgen um etwa 10:00 Uhr treffen. Danach wollen wir zur Parkverwaltung für den Aconcagua Provinzpark für die Besteigungspersmits. Schließlich sollte dann die eigentliche Reise losgehen. Endlich geht dann langsam der Tag zu Ende, den ich eigentlich für ein geruhames Ankommen vorgesehen hatte, der aber doch ziemlich aufregend und anstrengend geworden ist. Nachdem sich aber Alles so weit zum Guten gewendet hat, schmeckt mir das Bier (das Letzte, das ich vor der Besteigung trinken wollte) doch noch gut.

Nach all der Aufregung schlafe ich recht gut. Am nächsten Morgen ist die Spannung recht hoch. Ein letztes Frühstück noch im Hotel, danach packe ich meine Sachen zusammen und fahre mit der schweren Expeditionstasche und meinem Rucksack in die Lobby. Hier warten auch schon Andere mit großen, schweren Taschen. Das werden wohl meine Begleiter für die nächsten Wochen sein. Um 10:30 Uhr fährt ein Kleinbus mit Anhänger vor. Papi und Chicho steigen aus. Jetzt stellt sich heraus, wer da mit von der Partie ist. Wir sind also zu acht. Eine junge Ärztin aus Spanien (die habe ich gestern Nachmittag schon kurz gesehen), zwei Niederländer, ein Deutscher, zwei junge Israelis, ein Australier und ich. Die Ausrüstung wird am Anhänger verstaut, und dann geht es los. Zuerst fahren wir zu einem kleinen Lokal, wo wir die Gebühr für die Besteigung des Aconcagua bezahlen. Anschließend geht es zur Parkverwaltung, wo wir unsere Besteigungsgenehmigungen ausgestellt bekommen. Schließlich werden wir noch zu einem Laden gebracht, wo diejenigen noch Ausrüstung ausleihen können, die nicht Alles mitgebracht haben, was für die Besteigung erforderlich ist. Wie sich später herausstellt, haben sich die beiden Israelis erst vor zwei Wochen entschlossen, an der Expedition teilzunehmen, und sie haben eigentlich keinerlei Ausrüstung mitgebracht. Daher müssen sie praktisch Alles ausleihen. Dann, es ist mittlerweile Mittag, fahren wir los. Wir fahren auf der Straße, die nach Santiago de Chile führt. Zwar liegt der Aconcagua vollständig auf Argentinischem Staatsgebiet, er ist aber nur wenige Kilometer von der Grenze entfernt. Kurz nachdem wir Mendoza verlassen, wird die Szenerie interessant. Wir erreichen die Vorberge der Anden. Als ich meine ersten Fotos machen möchte, durchzuckt mich der nächste Schreck: Ich finde meine Kamera nicht. Habe ich die jetzt im Hotel vergessen? Nach einigem Nachdenken glaube ich, dass ich sie in den Rucksack gepackt habe, sicher bin ich aber nicht. Glücklicherweise machen wir bald darauf Station, und ich kann nachsehen. Ja, sie ist tatsächlich da, sodass ich auf der weiteren Fahrt noch einige Fotos machen kann. Die Umgebung wird nämlich immer spektakulärer. Am Ende eines Seitentales sehen wir kurz den Tupungato, ebenfalls einen der höchsten Berge der Anden mit über 6700m. Das Fahrzeug müht sich immer mehr. Es raucht auch schon bedenklich. Das liegt an der doch erheblichen Höhe. Unser Tagesziel, Puente del Inca, liegt auf immerhin über 2800m Seehöhe.

In Puente del Inca übernachteten wir in einer Herberge. Die dürfte eng mit unserem Expeditionsveranstalter zusammenarbeiten, denn wir fahren in den Hof der Herberge und können in einem Nebengebäude unsere Ausrüstung für den Transport ins Basislager vorbereiten. In den Angeboten der diversen Veranstalter (auch bei uns) ist üblicherweise inkludiert, dass das große Gepäck mittels Mulis ins Basislager gebracht wird. Das ist eine tolle Sache, denn die Ausrüstung für zwei bis drei Wochen inklusive der Zelte und den Nahrungsmitteln ist doch ziemlich umfangreich. So brauchen wir nur das zu tragen, was wir in den drei Tagen benötigen, die wir für den Anmarsch brauchen. Eigentlich ja nicht einmal das, da im Gegensatz zu den meisten anderen Veranstaltern unsere Mulis nicht direkt ins Basislager aufsteigen, sondern wir auch im Zwischenlager, wo wir zwei Nächte verbringen werden, auf sie treffen werden. So können wir pro Person bis zu 30kg für den Mulitransport herrichten. Danach wird sorgfältig gewogen, damit die Mulis einerseits nicht überladen werden und die Lasten auch andererseits so aufgeteilt werden, dass jedes Muli links und rechts möglichst genau dasselbe Gewicht bekommt. Schließlich ist für uns schon ein Essen vorbereitet. Wir teilen unsere Gruppe auch auf die beiden Mehrbettzimmer auf, in denen wir übernachten werden. Hier werden wir für die nächsten Wochen zum letzten Mal den Luxus genießen, ein WC und eine warme Dusche im Zimmer zu haben.

Der Rest des Tages steht uns zur freien Nutzung zur Verfügung. Einer unserer beiden Niederländer hat schon einmal vor einigen Jahren versucht, den Aconcagua zu besteigen. Er musste damals nach



Abbildung 4: Puente del Inca

einem Sturz und einer dabei zugezogenen Knieverletzung auf etwa 6500 Metern umkehren. Er meint, dass es in Puente del Inca eigentlich Nichts gäbe, was man unternehmen könne. Da ich aber in meinen Reisevorbereitungen auch darüber gelesen habe, bin ich nicht ganz seiner Meinung. Da ist einmal die natürliche Brücke über den Fluss, die dem Ort den Namen gegeben hat (Puente del Inca heißt Brücke der Inkas). Diese ist vor einigen Jahrhunderten entstanden, als während eines Winters eine riesige Eis-, Geröll- und Schlammlawine abgegangen ist und den Fluss zugeschüttet

hat. Am Ende des Winters blieb davon der Schlamm und das Geröll übrig, das sich im Laufe der Zeit zu einer massiven Brücke zusammengebacken hat. Direkt unter der Brücke entspringen heiße Quellen, die durch ihren Schwefelgehalt das Gestein in den schillerndsten Farben eingefärbt haben. Dort gab es auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Badeanstalt. Diese wurde allerdings mitsamt dem alten Ort (mit Ausnahme der kleinen Kirche) durch eine Lawine zerstört und nicht mehr aufgebaut. Mittlerweile ist die Überquerung der Brücke verboten. Eine Reihe von Souveniervendern hat an der Brücke ihre Stände aufgebaut, und es gibt eine Menge teils kitschiger teils durchaus netter lokaler Kleinkunst zu erwerben. Weiters mündet das Seitental, in dem wir am nächsten Tagen unseren Anmarsch zum Berg beginnen werden, nur wenige Kilometer außerhalb des Ortes. Da das Wetter schön ist, und ich gelesen habe, dass sich von dort aus ein erster Blick auf den Berg werfen lässt, mache ich mich dort hin auf den Weg. Ein netter kleiner Spaziergang, der auch der Akklimatisierung dient. Und tatsächlich kann ich meine ersten Fotos vom Aconcagua machen (außer dem aus dem Flugzeug). Nun möchte ich mir auch noch den Bergsteigerfriedhof ansehen. Der liegt auf der anderen Seite von Puente del Inca. Ich gehe also wieder talauswärts. Als ich mir wieder einmal das beeindruckende Bergpanorama anschau, erblicke ich einen kleinen Punkt am Himmel, der sich in kurzer Zeit zu einem beeindruckenden Vogel vergrößert. Ich habe den ersten freilebenden Kondor meines Lebens vor mir! Er quert das Tal und trifft dort noch auf zwei Weitere. Ich beobachte sie staunend und begeistert, bis sie über einem Berghang verschwinden. Allein dafür hat sich die Reise bereits gelohnt. Der Friedhof selbst bringt



Abbildung 5: Aconcagua vom Trailhead

mich dann doch ziemlich zum Nachdenken. Er mahnt wieder einmal, dass der Aconcagua ein zwar technisch leichter Berg ist, dass er aber (wie eigentlich kein Berg) keinesfalls unterschätzt werden darf. Er fordert regelmäßig seine Opfer, und viele davon sind zumindest deutschsprachigen Ursprungs, wie sich aus den Namen ablesen lässt.

Wieder zurück in der Herberge suche ich zunächst einige Zeit nach den Anderen. Schließlich finde ich sie in der Bar bei der Beschäftigung, die für die nächste Zeit der Lieblingszeitvertreib für die viele freie Zeit

wird: dem Kartenspielen. Wir finden dann auch noch im Obergeschoß einen Sportraum mit einem Billard- und einem Tischtennistisch. Hier komme ich zum ersten Mal auf der Reise gehörig ins Schnaufen, denn Tischtennis spielen auf knapp 3000 Metern ist ganz schön anstrengend! Nach einem köstlichen und umfangreichen Abendessen gehen wir dann bald zu Bett. Am nächsten Morgen erklärt mir Andreas, unser Berliner, dass er ziemliche Probleme mit meinem Schnarchen hatte. Also werde ich wohl nicht mit ihm im Zelt schlafen, obwohl es sich eigentlich angeboten hätte, die wir die einzigen Deutschsprachigen sind. Ich finde aber dann bald in John, dem Australier, meinen Zeltpartner für die nächsten Wochen, der meint, es wäre nicht schlimm gewesen, das mit dem Schnarchen.

Zustieg ins Basislager

Nach dem Frühstück warten wir schon bald ungeduldig auf das Fahrzeug, das uns noch die letzten Kilometer zum Parkeingang bringen soll. Wir sind jetzt doch alle ein wenig aufgeregt und tatendurstig. Am Parkeingang müssen wir unsere Genehmigungen und Pässe vorzeigen. Dann schultern wir zum ersten Mal unsere Rucksäcke, und es geht los. Den Berg vor Augen geht es in das Hochtal hinein. Die heutige Etappe ist noch ziemlich kurz. Wir werden in etwas über zehn Kilometern das Zwischenlager Confluencia erreichen, in dem wir die ersten beiden Nächte verbringen werden. Kurz nach dem Start queren wir eine sogenannte Nepalbrücke, eine Hängebrücke für Fußgänger über den Fluss, wie es sie zahlreich in Nepal gibt. Papi erklärt uns, dass diese gebaut wurde, als hier in der Gegend der Film „Sieben Jahre in Tibet“ über das Leben Heinrich Harrers gedreht wurde. Kurz danach kommen die ersten Steilstufen, denn das Tal ist teilweise so eng, dass nicht unmittelbar neben dem Fluss aufgestiegen werden kann. Da das Tempo recht hoch ist, müssen wir uns doch kräftig anstrengen. Über dieses hohe Tempo werde ich mich in den nächsten Tagen noch kräftig ärgern. Es ist unverständlich und auch unnötig, da wir eigentlich immer ausreichend Zeit für die Etappen haben. Und für die Akklimatisation ist es auch nicht gerade zuträglich. Leider verhindert aber der Gruppendruck, dass wir uns darüber beschweren. Schließlich will ja Niemand von uns zeigen, für die Besteigung zu schwach zu sein!

Die Szenerie rundum ist spektakulär. Während wir hier unten im Tal langsam die 3000 Meter überqueren, liegen rings um uns zahlreiche Fünftausender. Etwa auf 5000 Metern ist auch die Schneegrenze, daher sind viele Gipfel in strahlendes Weiß getaucht. Und unter uns schießt der Fluss dahin. Mich erstaunt die Farbe des Wassers. Wäre ein Gebirgsfluss bei uns so trüb und braun, so wäre erst vor kurzer Zeit in der Nähe ein Unwetter niedergegangen. Und fast die ganze Zeit über weist uns „unser“ Berg den Weg. Schon nach 2 ½ Stunden treffen wir in Confluencia ein. Papi meint, dass wir nach dem Mittagessen unsere Zelte aufbauen werden. Es stellt sich aber dann heraus, dass doch bereits einige Zelte stehen, so dass wir nur zwei aufbauen müssen. Es ist aber eine

gute Übung, denn hier bei noch recht hohen Temperaturen und mäßigem Wind können wir lernen, wie wir mit den Zelten umgehen müssen, die wir dann auch in den Hochlagern errichten werden müssen. Besonders wichtig wird die sturmgerichte Befestigung sein. Der Boden ist so hart, dass keine Heringe eingeschlagen werden können. Die Zeltwände müssen mit Steinen belegt werden, und auch die Zeltleinen müssen mittels Steinen gespannt werden. Hier im Zwischenlager (und dann auch im Basislager) gibt es bei den größeren Veranstaltern für die Freizeit große Aufenthaltszelte, in denen wir unser Essen bekommen, und die auch für die Unterhaltung (Kartenspielen!) genutzt werden. Eine recht angenehme Einrichtung, denn den ganzen Tag in den kleinen Bergzelten herum liegen, wäre sicherlich nicht sehr bequem.

Am Nachmittag mach ich wieder meinen obligaten Spaziergang in die Umgebung des Lagers. Von Confluencia aus ist der Aconcagua nicht zu sehen. Es gibt aber einen kleinen „Haushügel“.



Abbildung 6: Zwischenlager Confluencia (3300m)

Und sobald man auf diesen hinaufsteigt, taucht der Berg auch wieder auf. Confluencia heißt Zusammenfluss. Hier kommen die beiden Täler zusammen, die einerseits von der Südwestwand des Aconcagua und andererseits von dessen West- und Nordwestseite kommen. Die Flüsse, die aus diesen Tälern kommen, heißen Rio Horcones Inferior und Rio Horcones Superior (der untere und der obere Horcones Fluss). Allerdings ist der Inferior nur sehr kurz, denn aus dem Tal von der Südwestwand fließt der Gletscher bis ins Haupttal hinein. Es braucht aber geübter Augen, diesen Gletscher zu erkennen, denn er ist so von Staub und Geröll bedeckt, dass

er sich kaum von der Umgebung unterscheidet. Bis beinahe zu diesem Gletscher spaziere ich. Papi erzählt uns dann, dass das Lager Confluencia erst vor wenigen Jahren verlegt werden musste, da der Gletscher in einem Sommer mit bis zu 300 Metern pro Tag aus dem Tal herauslief und die Sorge bestand, dass das Lager bedeckt werden würde. Er blieb aber dann, als er das Haupttal erreichte, wieder liegen und bewegt sich jetzt wieder kaum mehr. Am Rückweg komme ich noch ganz nahe an einem Greifvogel vorbei, den ich bis jetzt noch nicht identifizieren konnte. In Confluencia werden wir auch erstmals ärztlich untersucht. Dieses Service ist in der Besteigungsgebühr inkludiert. Es gibt jeweils ein medizinisches Team in Confluencia und im Basislager Plaza de Mulas. Hier wird in erster Linie die Sauerstoffsättigung im Blut und der Blutdruck überprüft. Zweiterer ist bei mir ziemlich hoch, was die Ärztin aber nur kommentiert, dass das hier oben durchaus normal wäre. Sicherheitshalber überprüft sie den Blutdruck aber einige Zeit später nochmals, und da ist er ganz normal.

Am nächsten Tag machen wir einen Ausflug zur Aconcagua Südwestwand. Dies ist ein üblicher Abstecher von Confluencia aus, der eigentlich von den Meisten gemacht wird, die über die West- und Nordseite auf den Berg steigen. Dieser Ausflug ist einerseits sehr förderlich für die Akklimatisierung, andererseits ist es eine wirklich schöne Tour. Es geht etwa zehn Kilometer in das untere Horconestal hinein. Dieses knickt nach einigen Kilometern nach Norden ab und gibt wunderschön den Blick auf die Südwestwand frei. Immer beeindruckender und spektakulärer wird die Aussicht. Dies ist die steilste und schwierigste Seite des Berges. Etliche Hängegletscher schmiegen sich in die Wand. Diese Wand ist eine der schwierigsten Big Walls der Welt. Vom Talgrund bis zum Gipfel sind es beinahe 3000 Meter. Zweimal die Eiger Nordwand, allerdings erst auf einer Sehhöhe beginnend, auf der der Gipfel des Eigers liegt. Wie um uns zu zeigen, warum sie nicht nur als sehr schwierig sondern auch als ungemein gefährlich gilt, gehen allein in der Zeit, in der wir Mittagspause machen, zwei Eislawinen ab. Ich kann mich gar nicht satt sehen. Im Gegensatz zum



Abbildung 7: Aconcaguasüdwand

Kilimanjaro, der mir eigentlich nie wirklich hoch erschien, kann ich hier nur sagen: Ja das ist ein wirklich beeindruckend hoher Berg! Heute überschreiten wir auch erstmals die 4000 Meter Seehöhe. Knapp 4100 Meter zeigt mein GPS am so genannten Plaza Francia, dem Basislager für die Südwandbesteigungen. Ein perfekter Tag für die Akklimatisationsregel: Steige hoch und schlafe niedrig. Denn schlafen werden wir wieder in Confluencia auf 3300 Metern.

Sonntag, 23. Jänner 2011: Heute steht der Anstieg ins Basislager an. Dies wird wohl

einer der anstrengendsten Tage der Expedition. Fast zwanzig Kilometer und Tausend Meter Höhengewinn sind die Eckpunkte. Schon kurz nach dem Start, nach der Querung des Rio Horcones Superior, bringt uns ein erster kräftiger Anstieg ziemlich ins Schwitzen und außer Atem. Für Nachmittag sind Niederschläge angesagt. Die werden wohl in dieser Höhe bereits als Schnee fallen. Dies ist wohl der Grund, warum es heute wieder recht forsch zur Sache geht. Wir gehen mit einem Stundenschnitt von ziemlich genau vier Kilometern pro Stunde, und das auf Großglockner-Gipfelhöhe. Ein kleines Seitental gibt den Blick auf den Südgipfel frei, eine von dieser Seite gesehene spitze Eispyramide. Danach geht es wie durch eine Mondlandschaft. Grober Schotter füllt den Talboden, und der schaut so aus, als würde er endlos so weiter gehen. Nach vier Stunden erreichen wir ein verfallenes Gebäude: Das alte Plaza de Mulas. Hier machen wir noch einmal Rast. Danach geht es nochmals 250 Höhenmeter kräftig bergan, hinauf ins Lager. Als wir über die letzte Kuppe kommen, fühle ich mich beinahe wie zu Hause: Direkt über dem Basislager steht ein Berg, der aussieht wie der Großglockner vom Lucknerhaus aus: Eine wunderschöne Spitze, die, wie ich später erfahre, Cerro Cuerno (das Horn) heißt. Bei Durchsicht meiner Fotos stelle ich immer wieder fest, wie sehr mich dieser Berg beeindruckt, denn er ist auf sehr vielen Fotos darauf. Hier müssen wir uns wieder bei den Parkrangern anmelden. Danach geht es nochmals fast 100 Höhenmeter und einen Kilometer ans andere Ende des Lagers zu unserem Platz. Wieder stehen fast genug Zelte für unsere Gruppe. Kaum haben wir die restlichen Zelte aufgebaut und im Gruppenzelt Platz genommen, beginnt es zu schneien. Und es schneit kräftig! Nach



Abbildung 8: Der Cerro Cuerno

einer halben Stunden liegen bereits zwanzig Zentimeter Schnee. Wir denken, wenn es so weiterschneit, brauchen wir uns über eine weitere Besteigung keine Gedanken mehr machen, dann ist uns der weitere Anstieg nicht möglich. Der Spuk ist allerdings bald wieder zu Ende, und am nächsten Morgen ist der Schnee beinahe vollständig wieder weg. Grandioser Abschluss des Tages ist der Sonnenuntergang, der den Aconcagua zum Glühen bringt.

Heute ist Ruhetag. Einziger geplanter Programmpunkt ist wieder eine ärztliche Untersuchung. Ich habe gelesen, dass die Ärzte hier auf Grund der Sauerstoffsättigung den weiteren Aufstieg genehmigen oder untersagen können. Über 80% heißt weiterer Aufstieg, unter 70% heißt Abstieg. Es ist wie bei einer Prüfung auf der Schule oder Uni: Werden wir bestehen? Die ersten von uns

kommen dran. Die haben allerdings bisher Diamox genommen, ein Medikament, das eine bessere Höhenanpassung ermöglichen soll. Es gibt aber sehr unterschiedliche Meinungen darüber, und ich habe mich bewusst dagegen entschieden. Einerseits betrachte ich es als eine Art Doping, und das widerstrebt meinem sportlichen Empfinden, auf der anderen Seite wird Diamox auch als Notfallmedizin bei Höhenkrankheit gegeben, und da hat es keine Wirkung mehr, wenn es bereits vorsorglich genommen wurde. Also die mit Diamox haben alle Werte deutlich über 80%. Schließlich komme auch ich an die Reihe. 83%, das ist für den ersten Tag auf 4300 Meter ein guter Wert. Andreas geht es leider nicht so gut, er hat deutlich unter 80%. Allerdings scheint es diese Ärztegruppe nicht so eng zu sehen, denn sie meinen, das wäre kein Problem, wir schlafen ja noch einige Tage im Basislager, bevor wir Richtung Gipfel aufbrechen. Den Rest des Tages sind wir recht faul: Lesen, Kartenspielen, Musik hören (die meisten von uns haben einen MP3-Player mit) und Plaudern sind angesagt. Auch lernen wir heute die ausgezeichnete Küche des Lagers so richtig kennen und schätzen. Für diese Lage werden hier wahre Wunderwerke gezaubert. Meist verweigere ich zumindest eine Hauptspeise pro Tag, denn so viel kann ich nicht essen. Am Kili, wo auch durchaus gut und reichlich gekocht wurde, habe ich so sechs bis acht Kilos abgenommen, und ich rechne damit, dass ich jetzt wieder mindestens auch so viel Gewicht verlieren werde. Wieder zu Hause sehe ich, dass es nicht einmal zwei Kilos sein werden. Und dies, obwohl ich mich mit dem Essen wirklich zurück gehalten habe.

Für den nächsten Tag ist ein Akklimatisationsaufstieg ins erste Hochlager, Camp Canada, geplant. Es geht das erste Mal auf über 5000 Meter. Die West- und Nordwestseite des Aconcagua bilden hauptsächlich steile Schutthalden. Entsprechend anstrengend gestalten sich die Anstiege. Papi gibt die Weisung aus, dass ab hier nur mehr die Expeditionsstiefel verwendet werden sollen. Dies löst bei Einigen von uns ziemliches Murren aus, denn diese Stiefel sind zumeist nicht sehr bequem (Plastikschuhe mit guter termischer Isolation, Schischuhen nicht ganz unähnlich). Meine neuen Schuhe sind da glücklicherweise nicht so schlimm. Ich bin schon Einiges damit zwecks Training gegangen, und habe mich eigentlich immer recht wohl darin gefühlt. Etwa 2 ½ Stunden brauchen wir für den Aufstieg, eine recht gute Zeit. Der Ausblick über das Tal und auf die gegenüber liegenden Berge ist faszinierend. Nach ausgiebiger Rast geht es wieder hinunter ins Lager.

Für Mittwoch steht ein weiterer Trainingstag auf dem Programm. Heute wollen wir auf den Cerro Bonete steigen. Doch etwa die Hälfte von uns will nicht mit. Andreas meint, er fühlt sich nicht



Abbildung 9: Aconcagua vom Cerro Bonete

wohl. Er hat Kopfschmerzen und ihm ist schwindlig. Könnten erste Anzeichen einer Höhenkrankheit sein. Ich habe selbst ein Sauerstoffsättigungsgerät mit und biete ihm an, den Wert zu messen. 76%, das ist weniger als zwei Tage zuvor bei den Ärzten. Ich empfehle ihm, sich nochmals untersuchen zu lassen. Er wird mit einer neu angekommenen Gruppe mitgehen. Auch die Holländer verweigern, sie sehen keinen Sinn in der Tour. Ich möchte mir das allerdings nicht entgehen lassen. Schließlich wird es mein erster Andengipfel sein. Der Beginn der Tour führt quer über das Tal zum so genannten Hotel Plaza de Mulas. Der Name ist etwas hochtrabend, es handelt sich um eine Art

Berghütte. Sie bieten warmes Essen und Lagerbetten. Es wird allerdings nicht geheizt. Wir gehen nicht hinein, die Guides erzählen uns, dass es draußen beinahe wärmer ist als drinnen. Der Art, wie sie über dieses Hotel sprechen, entnehmen wir, dass sie nicht recht begeistert sind davon. Es wurde

allerdings auch nie richtig fertig gestellt, da den Erbauern, dem Vernehmen nach, das Geld ausging. Kurz nach dem Hotel kommt die erste „Schlüsselstelle“: Ein steiler Schutthang, der ins Hochtal hinauf führt. Das Tal nach hinten können wir uns wieder etwas ausrasten. Dann geht es nochmals so richtig zur Sache: Der Hang ist noch steiler als vorhin. Er führt zu einer Art Grat, den wir entlang gehen zu einer kleinen Felsstufe. Unter dieser queren wir nach Norden und steigen von dort, unter leichter Hilfe nahme der Hände auf den Gipfel auf etwa 5100 laut GPS. Vor uns steht der Aconcagua in seiner gesamten Mächtigkeit. Ein grandioser Anblick. Aber auch auf die anderen Seiten haben wir tolle Aussichten. Das Tal, über das wir zum Basislager aufgestiegen sind, ist beinahe zur Gänze einsehbar. Und die Berge im Süden und Westen sind alle schon in Chile. Der Abstieg hat es nochmals in sich, macht aber beim Abfahren über den Schotter so richtig Spaß. Das ist allerdings in dieser Höhe recht anstrengend. Als wir beim Hotel ankommen, bin ich beinahe so etwas wie erschöpft. Für den restlichen Weg zu unserem Lagerplatz brauche ich fast doppelt so lange wie beim Zustieg. Einer der Israelis meint, er hätte mich heute zum erstem Mal müde erlebt. Wieder zurück frage ich Andreas, was denn bei der Untersuchung heraus gekommen ist. Er sagt, dass die Ärzte ihn beinahe hinaus geworfen haben und meinten, das wäre alles doch normal. Naja, aber besser einmal zu oft gefragt als einmal zu wenig.

Donnerstag ist noch ein Rasttag geplant. Und es steht auch noch die abschließende Untersuchung bei den Ärzten an. Heute haben wir alle Werte von 85 bis 90 %, mit Ausnahme von Andreas, der hat nur 75%. Ist aber angeblich auch wieder OK, und er darf morgen mit aufsteigen. Eine der Annehmlichkeiten von Plaza del Mulas ist, dass es hier Satellitentelefone und Internet über Satellit gibt. Einen unserer Niederländer haben wir deshalb schon ein wenig aufgezogen, denn er „musste“ jeden Tag ins Internet, denn sein Betrieb in der Heimat funktioniert ohne ihn wohl nicht so recht. Für mich ist es auch sehr angenehm, denn ich kann mit meiner Frau Susanne telefonieren. Allerdings mit ziemlichen Anlaufschwierigkeiten, denn anfangs bekam ich zu keiner Telefonnummer zu Hause eine Verbindung, und wenn, dann immer nur für ganz kurze Zeit. Bis Susanne einmal meinte, ich solle erst später am Tag anrufen, da funktionierte es dann. Durch die Probleme war ich anfangs recht oft bei dem Telefonanbieter und kam mit ihm auch ins Gespräch. Er erzählte mir, dass er eigentlich Zahnarzt wäre, in der Saison aber immer am Berg, weil er hier nicht nur mehr verdient, sondern auch, weil er die Berge so liebt. Heute meint er, er habe Freunde aus Österreich hier. Die muss ich dann natürlich auch gleich besuchen. Es ist eine Gruppe der „Bergspechte“ unter der Leitung des Hüttenwirtes der Warnsdorfer Hütte im Krimmler Hochtal. Sie haben schon einen Gipfelversuch hinter sich, sind aber am Wetter gescheitert. Sie wollen einen Tag nach uns nochmals aufsteigen. Wir stellen fest, dass wir auf denselben Rückflug gebucht sind und machen aus, dass wir einander eventuell unten in Mendoza noch treffen wollen. Zurück in unserem Lager kommt Papi strahlend auf uns zu: Er hat soeben den Wetterbericht abgehört, und der klingt geradezu optimal: In den nächsten drei Tagen noch etwas durchwachsen, aber am Montag, unserem geplanten Gipfeltag, wird es auf 6000 Meter um die -5°C haben und etwa 20km/h Wind. Also nachgerade „heiß“ und windstill! Danach soll aber das Wetter so schlecht werden, dass wir nur diesen einen Tag hätten, dann müssten wir absteigen.

Der Gipfelversuch

Für uns geht es am nächsten Tag los. Über drei Hochlager wollen wir Richtung Gipfel aufbrechen. Eigentlich wäre mir ein Aufstige mit nur einem Hochlager lieber, aber ein Versuch, das mit unseren Guides zu besprechen, scheiterte schon im Ansatz. Also geht es heute wieder zum Camp Canada, das wir ja schon kennen. Obwohl wir mit schwererem Gepäck gehen (wir müssen ja die ganze schwere Gipfelausrüstung mitnehmen), und auch obwohl wir ja heute nicht mehr absteigen müssen, sind wir schneller oben als beim letzten Mal. Wieder einmal diese Hetzerei. Das heißt auch, dass wir schon zu Mittag im Hochlager ankommen und den ganzen langen Nachmittag hier verbringen müssen. Hier gibt es natürlich keine bequemen Gruppenzelte mehr. Das heißt, nach dem Verzehr des mitgebrachten Mittagessens legen wir uns in unsere Zelte und warten, dass es Zeit wird für's

Abendessen. Gekocht wird hier von unseren Guides, und dafür, dass sie ja auch nur ein kleines Hochlagerzelt zur Verfügung haben, und es sich wahrscheinlich um Packerlfutter handelt, schmeckt es eigentlich ausgezeichnet. Meine erste Nacht auf über 5000 Metern steht bevor. Ich bin schon gespannt, wie ich hier schlafen werde. Ich wollte ursprünglich auch deshalb nur mit einem Hochlager aufsteigen, da mir von mehreren erfahrenen Höhenbergsteigern geraten wurde, nicht auf 6000 Metern (unser geplantes drittes Hochlager) zu übernachten, da man dort ohnehin nicht mehr schlafen kann, und die Nacht daher nicht wirklich erholsam ist. Aber hier, tausend Meter weiter unten, klappt es noch sehr gut. Ich schlafe sogar besser als in Plaza de Mulas, denn es ist wesentlich leiser. Unten haben sie leider immer gerade dann, wenn ich schlafen wollte, den Generator angeworfen.

Der nächste Tag führt uns zum angeblich schönsten Lagerplatz auf dieser Seite des Berges: Nido di Condores (das Kondorennest). Vor Allem die Sonnenuntergänge sollen dort ganz besonders beeindruckend sein. Da der Platz bereits höher liegt als die meisten Berge im Westen, soll man die



Abbildung 10: Sonnenuntergang von Nido di Condores

dieser Höhe, wenn die Sonne weg ist, gleich empfindlich kalt wird, verschwinden wir danach gleich wieder in unseren Schlafsäcken.

Mit zu den wichtigsten Dingen für eine gelungene Höhenanpassung gehört, viel zu trinken. Mindestens vier Liter pro Tag und über 4000 Meter noch je ein Liter für jeweils weitere tausend Meter. Ja, und was oben hinein kommt, muss irgend wann unten wieder hinaus. Selbstverständlich gibt es aber in den Hochlagern keine Toiletten mehr. Und es ist natürlich auch nicht wirklich lustig, bei den tiefen Temperaturen und starkem Wind in der Nacht aus dem Schlafsack und speziell aus dem Zelt zu müssen. Daher ist eine Pipiflasche ein beinahe lebenswichtiger Ausrüstungsgegenstand. Die musste ich auch in dieser Nacht mehrmals benutzen. Und irgendwie ist es mir gelungen, sie beim letzten Mal nicht richtig zu verschließen. Jedenfalls wundere ich mich am nächsten Morgen nur kurze Zeit, woher die Eisblöcke auf meiner Unterlagsmatte kommen.... Nur gut, dass die tiefste Stelle des Zeltes bei meinen Zehen ist. Nicht auszudenken, was sonst mit meiner Ausrüstung, speziell aber mit der von John passiert wäre.

Beim Frühstück gibt es dann erste Gerüchte, dass Andreas nicht mehr da ist. Beim Zusammenpacken der Zelte erzählen dann Maite (die spanische Ärztin, die mit Andreas ein Zelt teilt(e)) und unsere Guides, was sich letzten Abend ereignete: Papi ging am Abend nochmals herum und kontrollierte bei uns allen die Sauerstoffsättigung. Bei Andreas lag sie bei um die 60%, was eindeutig gefährlich niedrig ist. Papi meinte, es sollte sich einige Zeit ausrasten, er käme dann nochmals. Beim zweiten Besuch waren es dann 56%. Das ist lebensgefährlich! Papi rief also per Funk die Ärzte im Basislager, die meinten, Andreas müsste unbedingt noch in der Nacht absteigen.

Er wurde also von zwei Trägern bei Dunkelheit zurück ins Basislager begleitet.

Wir Anderen packen zusammen (Ausrüstung in die Rucksäcke, Zelte abbauen und zusammenlegen) und machen uns auf ins oberste Hochlager. Üblicherweise wird dazu auf dieser Route das Camp Berlin verwendet. Wir machen dort aber nur Mittagspause, denn Papi meint, dieses Lager sei so verschmutzt, dass er es nur ungern benützt. Deshalb steigen wir noch kurz weiter an ins Camp Colera. Dies liegt eigentlich auf der Verbindungsroute vom Ostanstieg (der Polenroute) zur Nordroute und wird normalerweise wenig benutzt. Auch wir sind vorerst alleine, als wir unsere Zelte aufbauen. Später kommt dann noch eine kleine Gruppe nach. Hier stelle ich also meinen persönlichen Höhenrekord auf, ich bin genau auf 6000 Metern. Die Aussicht ist grandios: Fast alle Berggipfel sind bereits unter uns. Wenn wir uns mit dem Rücken zum Aconcagua stellen, sind wir praktisch „on top of the world“. Morgen ist also der große Tag, morgen geht es Richtung Gipfel. Möglicherweise macht mich das doch etwas nervös, vielleicht hat es auch einen anderen Grund: Jedenfalls bekomme ich recht heftigen Durchfall. Nicht gerade die optimale Vorbedingung für eine erfolgreiche Besteigung.

Ungeachtet der Vorwarnung, dass man auf dieser Höhe nicht mehr schläft, geht es bei eigentlich sehr gut. Jedenfalls bis etwa drei Uhr in der Früh. Da weckt mich immenser Lärm. Die Zeltwände flattern im Sturm. Außerdem ist es empfindlich kalt. Der Wind wird immer stärker und lässt mich nicht mehr einschlafen. Als wir um vier Uhr geweckt werden, hat er sich zum Sturm ausgewachsen. Ich verlasse kurz das Zelt um mir heißes Wasser zu holen. Dabei stelle ich fest, dass es sicherlich unter -15°C hat. Das war's dann wohl mit dem perfekten Gipfelwetter. Also alle warmen Daunensachen angezogen (Daunen Hose, Expeditionsdaunenjacke, Gesichtsschutz und warme Mütze. Dann hinein in die Expeditionsstiefel. Wir sind gestern schon den größten Teil mit Steigeisen aufgestiegen, da ab 5500 Metern Schnee liegt, und der vom Wind beinahe zu Eis zusammengepackt ist. Wir müssen also auch heute den ganzen Tag über die Steigeisen tragen. Aber, irgendwie wollen meine Schuhe nicht in die Eisen hinein. Kaum mache ich hinten die Bindung zu, schlüpfen sie vorne wieder heraus. Da sich das mit den dicken Handschuhen nicht beheben lässt, ziehe ich diese also wieder aus. Das halte ich natürlich auch nicht lange aus bei diesen Temperaturen. Nach etwa einer halben Stunde, die Anderen sind schon längst aufbruchbereit, kommt Papi nachschauen. Er stellt fest, dass die Rinne am Schuh, in der der Bügel des Steigeisens einrasten sollte, ganz von Eis verklebt ist. Wir klopfen es also mühsam frei, dann halten die Eisen endlich. Also noch den Rucksack umschnallen, die Fäustlinge anziehen; die sind wiederum zu dick für die Stöcke. Also noch die Stöcke anpassen. Als ich endlich fertig bin, sind die Anderen schon mehrere hundert Meter voraus. Ich bin moralisch ziemlich am Tiefpunkt. Zwar ist Joey, einer unserer Hilfguides, bei mir zurück geblieben, damit ich nicht alleine aufsteigen muss, ich hasse es aber, hinter dem Rest der Gruppe hinterher gehen zu müssen. Hilft aber nichts, wir gehen los. Es ist noch finster, auch etwas, was ich nicht gerade liebe. Wir steigen also eine Stunde auf. Mir fällt auf, dass meine Zehen nicht warm werden. Außerdem wird der Sturm immer stärker. Noch eine halbe Stunde, da kommt mir plötzlich ein Licht entgegen. Es ist John, er sagt zu Joey, dass seine Finger nicht warm werden, und er daher absteigt (später erzählt er mir, dass er einfach nicht mehr wollte). Nach einer weiteren halben Stunde, meine Zehen sind immer noch eiskalt, bleibe ich stehen. Jetzt will ich auch nicht mehr. Da ist einerseits mein moralisches Tief, aber andererseits ist mir auch das Risiko zu hoch, dass ich mir hier meine Zehen erfriere. Joey versucht noch, mich umzustimmen, aber der Entschluss ist gefasst. Da ich wegen der Probleme heute mein GPS nicht umgelegt habe, kann ich nicht genau sagen, wo ich umgedreht habe, ich schätze aber, dass ich bis auf etwa 6200 Meter Seehöhe gekommen bin. Eine schöne Höhe, der Gipfel war heute einfach nicht drinnen. Ich gehe also wieder zurück ins Camp, melde mich bei einem der Träger, der dageblieben ist, wieder zurück und lege mich wieder ins Zelt. Da John ja auch schon da ist, bin ich nicht alleine. Ich liege also in meinem warmen Schlafsack und bemühe mich, meine Zehen wieder warm zu massieren. Erst nach über einer Stunde bekomme ich langsam wieder Gefühl in ihnen. Es war also schon höchste Zeit umzudrehen. Der Sturm hat mittlerweile bedrohliche Ausmaße angenommen. Es bläst

nicht gleichmäßig, der Wind kommt immer wieder in Böen. Dabei kommt immer zuerst ein Geräusch aus der Tiefe, das klingt wie ein auf uns zu startendes Düsenflugzeug. Dieses Geräusch wird immer lauter und kurze Zeit darauf schlägt der Wind wie eine Riesenfaust in die Zeltwand ein. Immer wieder wiederholt sich das. Das Gestänge biegt sich beängstigend, zeitweise ist das Zelt nur halb so hoch wie normal. John hat offensichtlich auch Bedenken, er lehnt sich mit dem Rücken an die dem Wind zugewandte Zeltseite, um die Auswirkungen zu minimieren. Mir schweben zwei Szenarien vor: Entweder trägt der Wind das Zelt mit uns drinnen davon und setzt uns irgendwo ab, oder das Zelt reißt auf und wir sind dem Sturm schutzlos ausgeliefert. Glücklicherweise tritt keines von beiden ein.

Manchmal kommen Geräusche von draußen, die wie Stimmen klingen. Immer wieder schaue ich hinaus, ob die Anderen zurück sind. Aber es wird Abend, bevor ich jemand Anderen sehe. Joey geht durch's Camp und meint, wir sollen das Zelt nicht mehr vorne sondern nur hinten öffnen, damit der Wind nicht den Verschluss nicht aufreißen kann. Wir fragen, wie es denn den Anderen gegangen ist. Er erzählt uns, dass die beiden Israelis den Gipfel erreicht haben, alle Anderen haben auch umgedreht. Einer der beiden Niederländer gleich nach mir; er ist unmittelbar bis ins Basislager abgestiegen, der Andere mit Maite oben auf ca. 6500 Meter am Grat, nachdem ihn der Wind dreimal einfach aus dem Stand umgeworfen hat. Also spätestens dort hätte ich auch umgedreht, falls meine Zehen mich nicht schon vorher dazu gezwungen hätten. Am nächsten Morgen sehe ich dann, unter welchen Umständen die beiden jungen Burschen auf den Gipfel gekommen sind. Beide haben Erfrierungen an der Nase, einer hat kein Gefühl in zwei Fingern (der Arzt meint später, es wird wahrscheinlich in einigen Monaten vorbei gehen, aber, wer weiß), außerdem sind sie so erschöpft, dass sie sogar am Tag danach kaum in der Lage sind zu gehen. Das wär's mir nicht wert gewesen!



Abbildung 11: Aconcagua vom Camp Colera (6000m)

In Schlaf ist in der folgenden Nacht nicht zu denken. Der Sturm lässt erst gegen Morgen etwas nach. Das Abbauen der Zelte (noch dazu, da wir um zwei weniger sind) ist ein stundenlanger Kampf gegen den Sturm und die eigene Erschöpfung. Endlich ist es geschafft, doch als wir gerade am Losgehen sind, kommt ein Guide einer anderen Gruppe ganz aufgeregt zu unseren drei Führern. Sie sprechen einige Zeit miteinander. Auch die Funkgeräte werden benützt. Dann erzählen uns unsere Guides, dass es etwas weiter oben einen Toten gibt. Später im Basislager erfahren wir, dass ein Deutscher gestürzt ist und dabei einen Herzinfarkt erlitten hat. Als seine Helfer zu ihm gekommen sind, war keine Hilfe mehr möglich. Hier zeigt der

Aconcagua wieder einmal sein böses Gesicht. Unsere beiden Gipfelstürmer verweigern die Steigeisen. Eines ist gebrochen, der Andere will ebenfalls ohne absteigen. Wir sind aber noch keine hundert Meter weit gekommen, als einer der beiden an mir vorbei rutscht. So geht das nicht, das ist viel zu gefährlich. Jetzt erinnere ich mich, dass ich ja zusätzlich zu meinen Steigeisen auch noch meine Spikes im Rucksack habe (hätte ich gestern daran gedacht, wäre es vielleicht besser gegangen!). Wir legen also dem Einen seine Steigeisen an, der Andere bekommt meine Spikes. Damit geht es dann recht gut. Bis Nido sind die Eisen unbedingt erforderlich. Erst dort können wir sie ablegen und nur mit den Schuhen weiter absteigen. Die 1800 Höhenmeter Abstieg hängen sich dann ganz schön an. Wieder machen wir viel zu wenige Pausen (es scheint, als wäre nur die eine in Nido geplant gewesen). Schließlich reißt mir die Geduld, und ich sage, dass meine Knie jetzt unbedingt eine Pause bräuchten und setze mich am nächsten geeigneten Platz nieder. Endlich

erreichen wir am Nachmittag das Basislager. Hier erfahren wir, dass diesmal zu wenige Zelte aufgebaut wären, und dass wir entweder noch welche ausstellen müssten, die wir aber zeitig am nächsten Morgen wieder abbauen müssten, da sie oben am Berg gebraucht würden, oder im Gruppenzelt schlafen könnten. Nun, dieses Angebot ist nicht schlecht, das nehmen wir an. Wir treffen auch Andreas wieder, der uns erzählt, dass es ihm nach dem nächtlichen Abstieg, vor dem er noch ein Notfallmedikament bekommen hat, als er bei den Ärzten ankam, so gut ging, dass diese meinten, er könne eigentlich gleich wieder aufsteigen...

Im Basecamp gibt es auch so etwas wie Restaurants. Das sind große Zelte, in denen Getränke ausgeschenkt und Speisen gereicht werden. Hier gibt es auch Bier. Im Lauf des Abends kaufen wir eines dieser Restaurants leer (als ich das letzte Bier von dort hole, sitzt gerade ein anderer Gast dort, der fast verzweifelt fragt, ob es jetzt kein Bier mehr gäbe; die Antwort war, dass noch ein Einziges da sei). Es wird ein netter Abend. Jemand fragt mich, ob ich sehr traurig bin, nicht den Gipfel erreicht zu haben. Aber, nein, ich bin nicht traurig. Es ist insgesamt eine wunderschöne Reise, ein tolles Bergerlebnis. Ich habe vieles Neues gesehen, habe mich am Berg sehr gut gefühlt und bis auf den gestrigen Morgen ist es mir sehr gut gegangen. Für mich war diese Reise immer ein Gesamtpaket, und der Gipfel immer nur das Tüpfelchen auf dem „i“. Und ich bin eigentlich immer stolz darauf, den Zeitpunkt zu erkennen, wo es für mich Zeit ist umzudrehen.



Abbildung 12: Südgipfel im Abstieg

Der nächste Tag wird nochmals anstrengend. Die dreißig Kilometer zurück zur Straße mit den gut 1500 Höhenmetern müssen zurück gelegt werden. Aber nachdem die Luft jetzt wieder dicker wird, geht es eigentlich besser, als ich vorher befürchtet habe. Es ist allerdings wieder diese schon angesprochene Hetzerei. Wir machen gerade einmal zwei Pausen. Endlich, hier am letzten Tag, für die letzten beiden Stunden, beschließen Maite und ich, diesem Druck nicht mehr nachzugeben und gehen unser eigenes Tempo. Auch heute stellt sich wieder heraus, dass die Eile vollkommen unnötig war, denn zurück in Puente del Inca müssen wir noch einige Stunden auf die Mulis mit unserem

Großgepäck warten. Danach werden wir zurück nach Mendoza in unser Hotel gebracht. Nachdem wir für den Abschluss der Reise nur eine Hotelnacht gebucht und bezahlt haben, müssen wir noch um zwei Nächte verlängern. Wir sind ja um zwei Tage früher vom Berg herunter gekommen, wir hätten ja noch zwei Reservetage gehabt. Aber schließlich freuen wir uns alle über das gute Bett und die warme Dusche. Am nächsten Morgen treffen wir uns alle noch zum Frühstück mit unseren Guides. Es sind auch die beiden Niederländer und Andreas wieder dabei. Die drei hatten nämlich gestern ein besonderes Abenteuer: Sie ließen sich mit dem Hubschrauber vom Basecamp nach Puente del Inca fliegen. Und nachdem sie danach nicht den ganzen Tag warten wollten, haben sie sich einen Sondertransport nach Mendoza organisiert. Da ihnen unser Hotel nicht so gut gefällt, haben sie sich in der Zwischenzeit ein Anderes, Besseres gesucht, in das sie heute übersiedeln werden. Da einer von ihnen auch am Samstag Geburtstag hat, laden sie uns für den Nachmittag zu einer Poolparty in ihr neues Hotel ein.

Nun tritt etwas zu Tage, das am Kili schon oben am Berg aufgetreten ist: Ich bekomme schlimme Halsschmerzen (wahrscheinlich von der trockenen und kalten Luft). Außerdem scheine ich mir so etwas wie einen Sonnenbrand im Mund zugezogen zu haben. Das Essen und Trinken tut scheußlich weh. So bin ich dann recht froh, endlich ins Bett zu kommen. Ich habe nun noch zwei ganze Tage,

um Mendoza unsicher zu machen. Ich gehe also durch das gesamte Stadtzentrum spazieren, schaue mir diverse Geschäfte an und kaufe auch meine üblichen Souvenirs (einige T-Shirts). Am Nachmittag gehe ich auf die Poolparty. Dort hole ich mir noch am vorletzten Tag einen Sonnenbrand, da ich meinen Sonnenschutz im Hotel vergessen habe, und dort fast kein Schatten ist. Am zweiten Tag schaue ich auch in dem Hotel vorbei, das mir die österreichische Gruppe genannt hat. Dort versucht die Dame an der Rezeption, die Zimmer anzurufen. Es kommt aber irgendwie kein Kontakt zustande. Gegen Abend treffe ich aber Ernst, den Hüttenwirt, noch in einem Souveniergeschäft. Als ich ihm erzähle, warum ich nicht am Gipfel war, meint er, dass sie an dem Tag ins Camp Colera aufgestiegen sind, an dem wir zum Gipfel gehen sollten. Sie hätten beinahe wegen des Sturms umgedreht, sind aber doch bis ins Camp gekommen. Am nächsten Tag waren sie dann erfolgreich am Gipfel. Da war das Wetter wesentlich besser als am Tag zuvor. Nun beginne ich mich doch ein wenig zu ärgern, denn, wie gesagt, hätten wir ja noch zwei Reservetage gehabt. Es wäre ja für unsere Guides eigentlich kein Problem gewesen, noch vom Hochlager aus per Funk einen Wetterbericht einzuholen. Dann hätten wir diesen Tag auch noch nutzen können. Aber., naja, was gewesen ist, lässt sich nicht mehr ändern.

Die Rückreise nach Europa bestätigt dann wieder, was ich über die LAN Airlines bereits beim Hinflug erfahren habe: Sie ist ziemlich unzuverlässig. Zuerst müssen wir schon in Mendoza zwei Stunden Verspätung abwarten, was aber nur die Wartezeit in Santiago verkürzt. Dort rollen wir dann tatsächlich pünktlich vom Gate zur Startbahn. Der Startlauf beginnt auch, aber nach wenigen Sekunden nimmt der Pilot das Gas wieder heraus und rollt zurück auf den Rollweg. Dort teilt er uns mit, dass es ein kleines technisches Problem gäbe, und sie erwarten, dieses innerhalb der nächsten Stunde zu lösen. Der Abflug erfolgt dann so spät, dass ich meinen Anschluss in Madrid nicht mehr erwische und mit nach Frankfurt fliegen muss, wo ich dann mit dem Spätflug nach Wien komme. Als „gelungenen“ Abschluss kommt dann noch mein Gepäck nicht in Wien an, sondern wird mir erst zwei Tage später zugestellt.

Conclusio

Wie schon weiter oben gesagt, war es insgesamt eine wunderschöne Reise, auf der ich ganz viele neue Erfahrungen gemacht habe. Dass ich letztlich nicht auf dem Gipfel war, spielt dabei keine wirklich große Rolle. Ich habe trotzdem die Erfahrung gemacht, dass ich recht höhentauglich bin. Die Höhe hat mir bis auf leichte Kopfschmerzen bereits in Puente del Inca, die sich mit einem Aspirin gut bekämpfen ließen, keine Probleme gemacht. Ich hätte sogar im obersten Hochlager auf 6000 Metern noch recht gut geschlafen, wäre da nicht der Sturm aufgekommen. Ich habe aber auch erfahren, dass ich mittlerweile den Komfort einer Toilette und auch einer Dusche zumindest alle paar Tage doch ziemlich vermisse. Deshalb bin ich auch nicht sicher, ob ich so eine Expedition noch einmal versuchen werde. Jedenfalls werde ich mir, sollte ich jemals wieder zum Aconcagua fahren, eine andere Agentur als Aymara suchen. Zwar haben sie mir bei der Suche nach meinem Gepäck gut geholfen, auch der Service in den beiden Basislagern war ausgezeichnet. Was aber wesentlich schwerer wiegt, ist, dass ich die dauernde Hetzerei nicht nur als unnötig, sondern auch als schädlich für die Akklimatisation und im Abstieg sogar als gefährlich empfunden habe. Und schließlich fühle ich mich angesichts der beiden nicht genutzten Reservetage trotz guten Wetters ein wenig um dem Gipfel betrogen, obwohl natürlich bei Weitem nicht klar ist, ob ich diesen auch wirklich erreicht hätte. Und schließlich sollte die LAN Airlines möglichst gemieden werden, oder, wo dies nicht möglich ist, zumindest mehr Zeit für Verspätungen und eventuelle Gepäckssuche eingeplant werden.

Rainer Frühwirth, im Jahr 2011.